



Information

Indien

- 4 Adivasi-Theologie
- 7 Wie der Drachen fliegen lernte

Sambia

- 9 Drei Spiegelsplitter

Deutschland

- 12 Indien-Partnerschaft mit Hindernissen
- 14 Ein Leben als Antragsteller
- 16 Innehalten und Weitergehen
- 18 »Geschichte wird gestaltet und erfahren oder aber verbrochen und erlitten«
- 21 »Du bist kein Türke. Was bist Du?«
- 22 »Zuflucht gesucht – den Tod gefunden«
- 24 Neue Gesichter – Das Kuratorium der Gossner Mission tagte in Berlin

Dokumentation

- 26 Ohne Gossnerkirche in Winnipeg

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 28 Journal
- 29 Kurznachrichten
- 32 Projekt



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,



mit dieser Ausgabe verabschiede ich mich bereits wieder von Ihnen als Redakteur der Informationen der Gossner Mission. Das Kuratorium hat eine Referentin für die Öffentlichkeitsarbeit eingestellt. Frau Kemp stellt sich Ihnen in den Kurznachrichten vor. Auf derselben Sitzung Ende Oktober ist auch das Kuratorium turnusgemäß für die nächsten sechs Jahre neu zusammen gesetzt worden.

Außerdem berichten wir über die Bewegung im theologischen Denken der indischen Gossnerkirche und über die strukturelle Aufwertung ihrer Evangelisten-Diakone beiderlei Geschlechts. In Deutschland geht es nicht nur um Menschen am Rande, sondern auch um Freunde der Gossner Mission. Rückblicke in unsere Geschichte fehlen ebenso wenig wie ein Blick in die lutherische Ökumene.

So können Sie auch aus diesem Heft wieder ablesen, in welchem Rahmen sich die Arbeit der Gossner Mission zurzeit bewegt. Technisch haben wir die Schrift ein klein wenig vergrößert und hoffen, dass Sie das Heft dadurch leichter lesen können. Falls Sie weitere Anregungen zur Gestaltung unserer Informationen haben, was Ihnen daran gefällt oder was Sie lieber anders hätten, teilen Sie uns diese bitte mit. Wir möchten natürlich, dass Sie das Heft gern zur Hand nehmen, nicht nur wegen seines Inhalts, sondern auch wegen seiner Form.

Es grüßt Sie Ihr

Siegwart Kriebel

Titelbild: Alphabetisierungskurs in Nepal
Foto: Lukas Röthlisberger

Spenden bis 31.10.2003: 208.023 EUR
Spendenansatz für 2003: 300.000 EUR

Warten wir auf den Richtigen?

Als aber Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, sandte er seine Jünger und ließ ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Geht hin und sagt Johannes wieder, was ihr hört und seht: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. (Mt. 11,2-6)

Johannes muss wissen, woran er ist. Er braucht Klarheit. Zu viel steht für ihn auf dem Spiel, als dass er jetzt abwarten und schweigen könnte. Zu viel hat er, der Rufer in der Wüste, riskiert, um dem machtvollen Messias den Weg zu bereiten. Und zu groß ist seine Sehnsucht danach, dass sich mit diesem Befreier Israels die Gefängnistore öffnen – nicht nur für ihn, sondern für alle, die von Unterdrückung und Unrecht eingeschlossen werden. Zu heftig verlangt ihn danach, dass Gott endlich Recht schafft.

Nachrichten und Gerüchte dringen durch zu Johannes: Jesus ist am Werk. Doch passiert da wirklich das, worauf Johannes hofft? »Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?« Seine Hoffnungen, aber auch seine Zweifel packt Johannes in diese Frage. Johannes erwartet alles von Jesus – aber er will sich nichts vormachen. Er nimmt in Kauf, dass seine Hoffnungen und Träume mit einem Schlag vernichtet werden. Diese Klarheit ist ihm offenbar lieber, als sich in Illusionen zu wiegen. Er sucht den Weg aus seinen Zweifeln heraus. Er geht den Weg der direkten, offenen Frage. Das

ist mir sympathisch. Johannes konfrontiert seine Überzeugungen mit der Wirklichkeit Jesu. Mit seiner Frage spricht er allen denen aus dem Herzen, denen Hören und Sehen noch nicht vergangen ist und die sich nach der Veränderung der Verhältnisse auf Gerechtigkeit hin sehnen.

Und Jesus? Er spielt den Ball zurück. Er sagt nicht einfach: »Ja, ich bin es«. Er gibt auch keine langen Erklärungen ab. Stattdessen sagt er: »Öffnet eure Augen und Ohren. Macht euch selbst ein Bild von dem, was gerade geschieht.« Und es geschieht Wunderbares. Hoffnungen und Träume fangen an, Gestalt zu gewinnen: Jesus hebt soziale Ausgrenzungen auf. Menschen kehren in die Gemeinschaft mit anderen zurück. Miteinander reden und aufeinander hören wird wieder möglich. Menschen werden wieder fähig, ihr Leben verantwortlich zu gestalten. Selbst der Tod verliert seine alles beherrschende Kraft. Gott stellt sich schließlich auf die Seite der Armen und verspricht ihnen ein Leben in Fülle.

»Und« – so schließt Jesus seine Antwort – »selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.« Letztlich

ahnt Jesus wohl, dass es Menschen gibt und geben wird, denen nicht reicht, was sie da hören und sehen. Deren Hunger nach Gerechtigkeit

längst noch nicht gestillt ist. »Wollt ihr euch deswegen über mich ärgern – oder wollt ihr mir nachfolgen?« So höre ich Jesus die Freunde des Johannes fragen. So höre ich ihn auch uns fragen. Und ich glaube: Selig sind wir, wenn wir aus dem Hoffen und dem Hören ins Handeln kommen. Selig sind wir, wenn wir unsere manchmal zaghaften, manchmal kleinen Schritte auf dem Weg der Gerechtigkeit gehen – gemeinsam mit den Brüdern und Schwestern in unserem eigenen gesellschaftlichen Zusammenhang und in Übersee. Und der, der da mit uns geht, ist der, der da kommen soll. Wir müssen auf keinen anderen warten.

Tobias Treseler, Direktor
der Gossner Mission



Adivasi-Theologie

Dieter Hecker schildert nach Jahren eigener Lehrtätigkeit an der Theologischen Hochschule der Gossnerkirche in Ranchi das Entstehen einer Adivasi-Theologie.

Als wir vor 25 Jahren am Gossner Theological College unterrichteten, war der Vorlesungsplan noch ganz traditionell wie in Deutschland. Es gab zwar seit mehr als 100 Jahren den Versuch der sogenannten »Indigenisierung« der christlichen Botschaft, in dem man indische Vorstellungen für die traditionellen der abendländischen Kirchen verwendete. So wurde z. B. die Lehre von der Menschwerdung Christi mit den verschiedenen Inkarnationen, den »Avataras«, des Gottes Wischnu in Verbindung gebracht, das Weihnachtsfest mit seinen Lichtern in Anlehnung an Diwali interpretiert, aber all das war den Studierenden fast so fern und vor allem unakzeptabler als die europäischen Konzepte, weil sie sich als Adivasis ja über Jahrtausende erfolgreich gehehrt hatten, sich von der Hindu-Mehrheit vereinnahmen zu lassen.

Zuerst eine Dalit-Theologie

Schon damals waren natürlich die Anfänge der Befreiungstheologie aus Lateinamerika bekannt, aber diese schienen so weit entfernt von den Problemen der Adivasi-Christinnen und -Christen, dass auch sie keine direkte Hilfe darstellten. Inzwischen wurde für die Unberührbaren, die Dalits, in Indien eine Dalit-Theologie entwi-

ckelt. Sie hat viele Vertreterinnen und Vertreter, kein Theologisches College ist heute mehr ohne eine Vorlesung darüber vorstellbar, und die Literatur davon und darüber füllt schon ganze Regale. Das Anliegen der Dalit-Theologie ist vor allem, die Unterdrückung der großen Gruppe der Harijans, der Gotteskinder, wie sie Gandhi euphemistisch nannte, zu thematisieren und die ihnen zustehende Gerechtigkeit von der Gesamtgesellschaft einzufordern.

An diesem Punkt können auch die Adivasis sich voll damit identifizieren. Wo die Unterschiede anfangen, ist ihre besondere Stellung in Indien als eigene Volksgruppen, Ethnien, die man früher etwas abqualifizierend als Stämme oder Bergstämme bezeichnete. Das ist ja gerade ihre Besonderheit, dass sie sich nicht einfach haben unterdrücken, an den Rand drängen lassen wie die Dalits, sondern dass sie dabei aktiv ihre eigene Sprache, Kultur und Religion bewahrt haben, auf die sie auch heute noch als die Ureinwohner Indiens stolz sind. Schon lange haben sie auch ohne theologische Reflexion Elemente ihrer traditionellen Kultur und Religion eingeführt wie die Nutzung von Musik, Trommeln, Gesang und Tanz im Stil der Adivasis. Aber die konstruktive Auseinandersetzung

mit der eigenen Kultur in der Gossnerkirche muss tiefer gehen. Und den Anfang dieses Prozesses können wir jetzt gerade miterleben.

Adivasi-Zentrum Ranchi

Ranchi ist zum Zentrum der Arbeit an einer »Adivasi-Theologie« geworden. Das ist sicher nicht zufällig, da abgesehen von den »Volkskirchen« in Mizoram, Nagaland und anderen Staaten in den Bergregionen des früheren Assam, nirgends in Indien Kirchen zu finden sind, die fast ausschließlich aus Adivasis bestehen. Das Gossner Theological College (GTC) hat dabei eine Führungsrolle übernommen und frühere Ansätze von Dr. Nirmal Minz und einigen katholischen Theologen in dieser Richtung aufgenommen und weitergeführt. So wurde am GTC im laufenden Akademischen Jahr zum ersten Mal ein Kurs in Adivasi-Theologie angeboten. Verschiedene Tagungen waren diesem Thema gewidmet bis hin zu einem Seminar Ende November 2002, bei dem die wichtigsten Theologischen Colleges in Nordindien Adivasis unterrichten oder studieren, vertreten waren. Es war nicht nur überregional, sondern auch ökumenisch, mit voller Beteiligung der Kirche Nordindiens und der Katholiken neben den lutherischen Kirchen. Hier wur-



Kultur und Lebensbedingungen der Adivasis sollen in der Lehre des Theologischen Colleges der Gossnerkirche verstärkt berücksichtigt werden.

den zum ersten Mal in einer großen Breite Fragen einer Adivasi-Theologie vor allem für die Volksgruppen in Chotanagpur und dem zentralindischen Gürtel indigener Volksgruppen behandelt. Geographisch erstreckte sich die Teilnahme außer aus Jharkhand von Gujarat im äußersten Westen über Maharashtra, Uttar Pradesh, Orissa, West Bengalen bis hin nach Shillong in Assam. Dabei war deutlich, dass die Region um Ranchi wirklich eine zentrale Rolle zu spielen hat, denn überall sonst war mehr Neugier und Interesse an dieser neuen Entwicklung zu verzeichnen als Bereitschaft und Fähigkeit, schon jetzt Wesentliches dazu beizutragen. Das ist nicht verwunderlich angesichts der Tatsache, dass an allen anderen Institutionen die Adivasis immer nur als eine Minderheit mitlaufen, aber nicht den Unterrichtsbetrieb und den kirchlichen Alltag der Pfarrerinnen und Pfarrer bestimmen.

Bei diesem Anlass wurde auch eine Abteilung für Adivasi-Theologie am Gossner Theo-

logical College eingerichtet, die unter der Leitung des Bischofs Right Rev. Anand Sabian Hemrom diese Fragen im Auftrag der Kirchen in Chotanagpur, aber auch für die gesamte Theologische Ausbildung in Nordindien durch den Senat der Serampore-Universität weiter bearbeiten und verfolgen soll.

Eine Form von Befreiungstheologie

Was ist nun neu an der Adivasi-Theologie? Das kann hier natürlich nur in Stichworten skizziert werden, vor allem auch deshalb, weil diese erst im Entstehen begriffen ist. Es ist noch viel Einzelforschung nötig, um diese auf eine breite Basis zu stellen und vor allem auch für die kirchliche Praxis wirksam werden zu lassen.

Im Grundansatz ist die Adivasi-Theologie eine Form der Befreiungstheologie besonders für die Völker im zentralen Adivasi-Gürtel von Indien. Soweit sie alle das Schicksal der Unterdrückung durch die Hindu-

Mehrheit teilen, können sie an dem Punkt auch alle miteinander kooperieren. Es gibt auch sonst gemeinsame Strukturen, z. B. den Glauben an eine zentrale Gottheit im Gegensatz zu den vielen Gottheiten im Hinduismus. Das enge Verhältnis zur Natur ist ihnen allen gemeinsam, die drei grundlegenden »J« für jeden Adivasi – Jal, Jungle, Jamin, (Wasser, Wald und Boden), das auch in der Theologie bedacht werden muss. Ihre Sozialstruktur der engen und solidarischen Kooperation der Dorfgemeinschaften ist ein Gut, das auch in Theologie und Kirche gepflegt werden sollte. Die Rolle der »Bongas«, der Geister, rückt die Adivasis viel näher an die Vorstellungswelt Jesu und des Neuen Testaments als uns Europäer, die durch die Aufklärung damit meist nichts mehr anfangen können. Auch da ist ein neuer Zugang für die Christinnen und Christen aus diesem Kulturkreis zu beschreiben. Die Beispiele könnten fortgesetzt und müssen in den nächsten Jahren auch systematisch weiter untersucht werden.

Theologie, Kultur und Gemeindepraxis

Ganz deutlich ist dabei, dass eine enge Verzahnung von Theologie mit der traditionellen Kultur und der Gemeindepraxis nötig ist, um nicht ein theoretisches Lehrgebäude zu errichten, mit dem die Gemeinden nichts anfangen können. Wichtig ist natürlich auch, dass dieser Weg nicht zu einer billigen Anbiederung oder einer kritiklosen Übernahme von Traditionen wird, bei der die Her-

ausforderung des Evangeliums für alle Kulturen nicht mehr gehört würde. Darum ist auch das Gespräch mit anderen Theologen in Indien und im weiteren Kreis der Ökumene wichtig für die Vertreterinnen und Vertreter dieses neuen Unternehmens. Beachtung haben sie in Indien nicht nur in anderen Kirchen gefunden, sondern auch von Nichtchristen in Jharkhand, die an einer gemeinsamen Plattform aller Adivasis für politische und soziale Fragen in den neuen Bundesstaaten Jhar-

khand und Chattisgarh sehr interessiert sind. Darum können wir der weiteren Entwicklung einer seriösen Adivasi-Theologie auch von unserer Seite nur guten Erfolg wünschen im Interesse der Menschen, die uns seit mehr als 150 Jahren durch eine gemeinsame Geschichte verbunden sind.

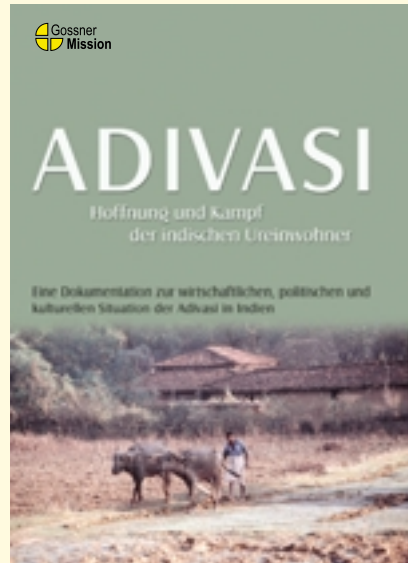
Dieter Hecker,
ehemaliger Direktor
der Gossner Mission

Adivasi – Hoffnung und Kampf der indischen Ureinwohner

Die Gossner Mission hat eine neue Dokumentation heraus gegeben, die in der Dienststelle der Gossner Mission bestellt werden kann. (2 EUR Kostenbeitrag)

Unsere indische Partnerkirche, die Evangelisch Lutherische Gossnerkirche in Chotanagpur und Assam (GELC), ist von der überwiegenden Mehrheit ihrer Mitglieder her (98 %) eine Adivasi-Kirche, eine Kirche der indischen Ureinwohner. Deshalb ist es für unsere Partnerschaftsarbeit unerlässlich, sich mit der sozialen Besonderheit und den Lebensproblemen der Adivasi zu beschäftigen.

Die Dokumentation bietet vielfältige Informationen zur Geschichte, der Identität der Adivasi, ihrer Lebensweise und ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation: Trotz einer umfangreichen Gesetzgebung zum Minderheitenschutz hat sich an der Marginalisierung im modernen, unabhängigen Indien kaum etwas geändert. Die Dokumentation stellt an einem aktuellen Beispiel dar, wie durch ein Programm der indischen Regierung Adivasi systematisch aus Waldgebieten vertrieben werden. Die meisten Beiträge stammen von Adivasiautoren und berichten über die wirtschaftliche und politische Lage der Adivasi, über ihre sozialen und kulturellen Besonderheiten und über ihren Kampf und ihre Hoffnungen. Ein regionaler Schwerpunkt ist Jharkhand, ein



Kerngebiet der Adivasi und der GELC im zentralen Nordosten Indiens. Ursprünglich ein Teil Bihars, wurde Jharkhand im Jahr 2000 ein selbständiger Bundesstaat. Damit erfüllte sich die Hoffnung der Adivasi auf einen »Adivasistaat«. Doch was können die Adivasi von dem neuen Staat erwarten? Interviews und Berichte unserer Partner geben darüber Auskunft und sind zugleich Zeugnisse der Hoffnung und der Eigeninitiative. So beschreiben sie auch wichtige Anknüpfungspunkte für uns, um in der Partnerschaft Geschichten der Hoffnung zu stärken und mit zu tragen.

Wie der Drachen fliegen lernte

In unserer letzten Ausgabe hat die Gruppe Petershagen in ihrem Indien-Reisebericht deutsche Frauen erwähnt, die mit Kindern in Indien Theater spielten. Hier ist der Bericht über dieses Projekt.



»Unity« (Einheit) lautete das Motto unseres Theaterprojektes, das wir zwischen Mitte Februar und Ende März in verschiedenen Vor- und Grundschulen in und um Ranchi (Indien) durchgeführt haben. Mit einem Maskenstück wollten wir, Anja Lobeck, Sandra Möller, Simone Dreyer und Brita Niebuhr, Kindern eine Freude machen und ihnen auf kindgerechte Weise vermitteln, dass es besser ist, Konflikte

gewaltfrei zu lösen, und dass es mehr Spaß macht und effektiver ist, etwas gemeinsam zu schaffen, als Menschen auszuschließen.

Auf Masken als pädagogisches Mittel fiel unsere Wahl, weil sie die Möglichkeit der Kommunikation ohne Worte bieten und weil sie kein reales Volk darstellen und somit Identifikationsmöglichkeit für jedes Kind bieten.

Das Stück dauerte ungefähr fünfzehn Minuten und wurde mit Geräuschen und Musik untermalt, um die Charaktere der einzelnen Figuren zu betonen. Der Inhalt war für die Kinder leicht zu verstehen: Es gab drei gespielte Figuren mit Maske, die Fantasievögel nachempfunden waren. Zwei der Vögel spielten zusammen und schlossen den dritten Vogel aus. Der »outsider« entdeckte die vierte Figur, eine Marionette in Form eines kleinen Drachen. Dieser – Liebling des Publikums – konnte nicht fliegen, und unser »outsider« wollte ihm helfen, fliegen zu lernen. Bei diesem Versuch wurde er von den anderen beiden Vögeln entdeckt und zunächst vertrieben. Die Beiden mussten einsehen, dass sie es allein nicht schaffen, dem kleinen Drachen zu helfen. Schließlich versuchen alle drei Vögel gemeinsam, den Drachen das Fliegen zu lehren, und schaffen es natürlich auch.

Bild oben: Sandra Möller (l.) und Brita Niebuhr in einem Adivasidorf
Bild unten: Simone Dreyer (l.) mit dem kleinen Drachen und Anja Lobeck (2. v. l.)



Indien

Mit den Kindern wurden anschließend kleine Papiermasken gebaut, außerdem konnten sie die mitgebrachten Instrumente bestaunen. Erprobt wurde das Stück im Vorfeld im Kindergarten Löhne-Ort (Kindergarten Im Schling) mit Unterstützung von Pastor Hess. In Indien mussten wir feststellen, dass die Kinder wesentlich schüchternere waren als die Kinder »Im Schling«. Manchmal war es auch schwierig, sich nach dem Spiel mit den Kindern zu verständigen.

Die Auftritte waren zwar meistens erfolgreich, aber nicht immer unproblematisch. Neben der Sprachbarriere gab es auch materielle und manuelle Probleme. Zum einen waren meistens nicht genug Scheren oder Klebstoff verfügbar, dann waren die Klassen so groß, dass die Bastelaktion in ein heilloses Durcheinander mündete, oder die Kinder konnten einfach nicht mit Klebstoff und Schere umgehen, weil sie in der Schule und Zuhause derartige Dinge nicht besitzen.

Neben den Strapazen, die ein Aufenthalt in Indien ohnehin



mit sich bringt, waren diese organisatorischen Dinge, mit denen wir nach unserer Vorbereitung mit deutschen und auch indischen Kontaktpersonen nicht gerechnet hatten, teilweise sehr nervenaufreibend. Die Anstrengungen waren allerdings vergessen, wenn das Stück die Kinder zum Lachen brachte oder wir

sie beobachten konnten, wie sie mit selbstgebastelten Masken auf der Straße spielten.

Organisiert wurde das Projekt im wesentlichen von uns selbst, mit Hilfe von Pastor Hess, der Gossner Mission in Berlin, der Gossnerkirche in Ranchi und auch vom dortigen YMCA (CVJM). Besonders möchte ich Frau Dr. Jha vom YMCA danken, bei der wir auch gewohnt haben. Frau Dr. Jha war uns eine unerlässliche Hilfe. Für uns alle war Indien ein wahres Abenteuer und sehr lehrreich. Ich hoffe, wir konnten ein kleines Stück zum Verständnis zwischen Indien und Deutschland beitragen, schließlich war das der Sinn dieses Projekts.

Britta Niebuhr,
Studentin



Drei Spiegelsplitter – Die Sambia-Arbeit im Herbst 2003

An drei Beispielen aus Deutschland und aus Lusaka beschreibt unser Afrikareferent Udo Thorn den Stand unserer Sambiaarbeit.

Anders, aber nicht fremd

In der Mitte des Raumes liegen zwei Kreise aus Bällen geformt: ein Kreis aus nur roten, einfarbigen - und daneben ein anderer aus roten, gelben, und grünen Bällen. »Welcher Kreis gefällt Euch am besten?«. Fast alle Kinder rufen laut und fröhlich: »Die Bunten« und meinen den Kreis aus verschiedenfarbigen Bällen. Die Zwei- bis Fünfjährigen im Evangelischen Kindergarten vergleichen dann auch ihren Kinderkreis viel lieber mit der bunten Ballgruppe. Sie finden sich selbst untereinander verschieden, insgesamt als bunt, und diese Definition macht ihnen offensichtlich Spaß. Die Beachtung der Vielfalt gehört zum Konzept des Kindergartens der Evangelischen Versöhnungsgemeinde in Wiesbaden, das die Begegnung mit der Verschiedenheit des Lebens für das Lernen und Verstehen der Kinder nutzen will. Dazu gehört in besonderer Weise, dass der Kindergarten sich den sonst bewusstseinsmäßig weit entfernten Kinderwelten öffnet, zum Beispiel der Welt der Kinder in Afrika.

Wir sind an diesem Dienstag hier zu Gast, erzählen von den Familien in Sambia und von den Kindern, die eine von der Gemeinde unterstützte Vorschule

in Naluyanda besuchen. Die Kleinen aus Wiesbaden hören dabei gespannt zu, obwohl ihre eigenen Mütter nicht kilometerweit Brennholz tragen oder Wasser holen müssen. Ihre Spannung verrät, dass diese andere Welt für sie interessant ist und keine fremde Welt sein soll. Neben den Berichten von wilden Tieren, von anderen sozialen Gewohnheiten in dem weit entfernten Land erfahren die Kinder auch von der unterschiedlichen Bedeutung, die natürliche Ressourcen haben können. Wasser hat zum Beispiel an manchen Stellen der Welt eine viel intensivere Bedeutung im Bewusstsein der Menschen als bei uns. Im Gelände draußen wird eine Anlage gebaut, die verschiedene Aspekte des Wassers den Kindern nahe bringen soll.

Wir sitzen in einem Kreis, die Kinder auf dem Boden im Schneidersitz und kerzengerade. Den erwachsenen Besuchern und KindergärtnerInnen fällt das nicht so leicht. In anderen Kulturen sind Menschen im hohen Alter durch geübte Gymnastik oft noch so beweglich wie Kinder. Diese Tradition könnten wir in Mitteleuropa auch gut gebrauchen. Wenn wir offen sind, können wir viel, was uns gut tut, sehen und uns anregen lassen von Anderen. Verschie-

denheit der Lebenswirklichkeit kann Ausdruck sich frei entwickelter Lebensvielfalt, sie kann aber auch Resultat von Armut und fesselnder Einengung sein.

Die Gemeinde und der Kindergarten in Wiesbaden unterstützen die Arbeit der Gossner Mission in Sambia seit vielen Jahren und beschäftigen sich in ihren Kreisen mit entsprechenden Fragen zum Thema Sambia – um einerseits aus der Lebensvielfalt von Gottes Schöpfung zu lernen und auf der anderen Seite die Unterschiede aus Ungerechtigkeit und Armut überwinden zu helfen.

Hoher Besuch: Synod Bishop P. Siyemeto (UCZ) in Deutschland

Ein Jahr nach der Unabhängigkeit Sambias 1964 hat sich aus den verschiedenen Bezirken (europäischer und kanadischer) Missionsgebiete die United Church of Zambia (UCZ) gegründet. Sie ist die größte reformierte Kirche (rund eine Million Mitglieder und rund 1300 Gemeinden) in Sambia und betreibt unter anderem fünf Schulen, zwei Krankenhäuser, mehrere Gesundheitszentren und Projekte, die auf Armut, HIV/AIDS und damit zusammenhängende Aufgaben reagieren. Der Bischof dieser Kirche war im

September in Frankreich und wir haben seinen Aufenthalt genutzt, ihn nach Deutschland einzuladen. Er ist das Oberhaupt einer presbyterial verfassten Kirche. Armutsbekämpfung, der Kampf gegen HIV/AIDS und die Unterstützung einer den Menschen ganzheitlich ansprechenden Mission sind seine wichtigsten Punkte auf der Agenda seiner Kirche. Die UCZ ist mit der Gossner Mission durch die Zusammenarbeit im Zentrum in Lusaka verbunden. Diese Beziehung soll jetzt vertieft werden. Im Vordergrund der beabsichtigten Zusammenarbeit steht dabei die personelle Unterstützung für eine/n Mitarbeiter/in im Bereich der Gemeinwesenarbeit.

Nach den Worten des Bischofs will die UCZ die in den zurückliegenden Jahren begonnene punktuelle Arbeit zu einzelnen Themen (HIV/AIDS, Gesundheitsvorsorge, Bildung) besser in einem Gesamtkonzept integrieren, vervollständigen und damit auch stärker nach außen wirken und zur Armutsbekämpfung beitragen. Zur personellen Ausstattung für diese Aufgabe wollen wir einen Beitrag geben und hoffen, damit etwas beizutragen zur Partnerarbeit zwischen Menschen im Süden und im Norden.

Aber wozu ist Partnerarbeit notwendig, wenn die Informationsgesellschaft fast alles online anbietet? Mit der Informationsdichte steigt gleichzeitig auch der Umfang von transportierten Vorurteilen und bewusster Desinformation. Wirkliche Partnerschaft und Begegnung ist deshalb umso notwendiger, um dem eigenen Urteil und der

eigenen Erfahrung Raum zu geben.

Gegenüber vielen Ländern hat Sambia den Vorteil, dass es nicht zerrissen ist von ethnischen Gegensätzen und Tribalismus. Viele Beobachter sind sich einig, dass die politische Ära seit der Unabhängigkeit 1964 bis 1991 sehr stark zur heute noch spürbaren Identifikation aller Ethnien mit der einen Nation Sambia geführt hat.

Während des Besuches von Bischof Siyemeto waren wir neben dem Besuch in der Versöhnungsgemeinde in Wiesbaden

zu Gesprächen mit dem ded und eed in Bonn zu Gast. Einer unserer Gesprächspartner dort zeigte uns eine seiner alten Schallplatten mit der Nationalhymne Sambias, eines Textes nach der Melodie von 'N'kosi sikilele Afrika' (Gott segne Afrika). Texte und gleichzeitig Sänger der kräftigen Hymne: Kenneth Kaunda.

Ein Programm zur Überwindung der Armut

Sambia zählt, am Pro-Kopf-Einkommen gemessen, zu den



ärmsten Ländern der Welt. Durch die internationale Entschuldungskampagne hat die Regierung in der jüngsten Zeit ein Programm zur Armutsbekämpfung initiiert, das jetzt auch breiter von der Zivilgesellschaft diskutiert wird. Der internationale Schuldenerlass ist gekoppelt an die Beteiligung der Zivilgesellschaft und ihrer Akteure. Die gegenwärtige Regierung verfügt im Parlament nur über eine hauchdünne Mehrheit und sucht deshalb außerparlamentarisch nach Unterstützung ihrer Politik. Bei-

des führte dazu, dass der Staatspräsident und die sambische Regierung eine breit angelegte Kampagne zur Armutsbekämpfung gestartet haben, die in besonderer Weise die Organisationen der Zivilgesellschaft ansprechen und mit einbeziehen will. Auch die Kirchen sind an dieser Diskussion beteiligt. Ein breites Bündnis in dieser Frage wird getragen vom Jesuit Center in Lusaka, dort finden sich auch genauere Informationen (www.jctr.org.zm).

Die Ziele der Kampagne beziehen sich dabei auf verschie-

dene Ebenen: auf die ökonomische, die soziale und infrastrukturelle, außerdem auf Querschnittsthemen (z.B. HIV/AIDS, Gender) und Fragen einer allgemein verbesserten Umweltpolitik. Es wird darauf ankommen, ob es der Regierung mit dieser Beteiligung ernst ist und ob es einen tatsächlichen Gestaltungsspielraum für die Akteure gibt. Leider sind die externen Faktoren für das Land nicht günstiger geworden. Die schöne Formulierung von Millenniumszielen nutzt wenig, wenn sich – wie jüngst geschehen – in den entscheidenden WTO-Verhandlungen nichts tut im Sinne der Länder des Südens. Und die Nepad-Initiative Afrikas scheint kaum Wirkung zu haben. In dieser Situation ist es von besonderer Bedeutung, dass sich die Einrichtungen und Initiativen der Zivilgesellschaft, die sich nach der Ein-Parteien-Regierung seit rund 10 Jahren gebildet haben, aber noch wenig kraftvoll und koordiniert sind, ihre Kräfte weiter entfalten können. Auf unserer Homepage finden Sie eine Studie des ded zur Situation der Zivilgesellschaft in Sambia.

(www.gossner-mission.de/news.html#Sambia)

Drei Spiegelsplitter geben unterschiedliche Farben und Aussagen zu einem Land und zu unserer Arbeit

Udo Thorn,
Afrika Referent
der Gossner Mission



Indien-Partnerschaft mit Hindernissen

Die Gossner Mission unterstützt schon viele Jahre den CVJM Ranchi. In früheren Ausgaben wurde vor allem die ökumenisch ausgerichtete Arbeit in der Stadt Ranchi vorgestellt. Ein anderer Schwerpunkt der Arbeit, bei dem der CVJM mit der Gossner Mission zusammenarbeitet, ist die Dorfentwicklungsarbeit in der Region Maranghada, die von einem Indien-Freundeskreis aus Petershagen, Havelberg und anderen ostdeutschen Regionen gefördert wird.

Die extreme Armut in der südlich von Ranchi liegenden Region Maranghada brachte Mitglieder des CVJM in Ranchi dazu, im Jahr 1976 die soziale Arbeit auf diese Dörfer auszuweiten. Von Anfang an war es das Ziel, die Menschen dort wirtschaftlich unabhängiger zu machen und wachsender Resignation aufgrund der oft aussichtslosen Lage der Adivasi entgegenzuwirken. Als die Gossner Mission im Jahre 1999 wegen knapper werdender eigener Finanzen nach einem breiteren Unterstützerkreis speziell für die Arbeit in Maranghada suchte, kreuzten sich deren Wege mit unserem schon zu Zeiten der ehemaligen DDR

entstandenen Indien-Freundeskreis. Damals suchten wir als Unterstützerkreis für eine Schule mit angeschlossenem Waisenhaus Hilfe wegen Problemen unserer Partnerschaft.

Unterstützung eines Waisenheimes in Südindien

Schon vor der Wende unterstützte unser Freundeskreis mit Sachspenden einen evangelischen Pfarrer in Südindien, der am Stadtrand von Chennai lebte und verwaiste Kinder in sein Haus aufnahm, sie ernährte und zur Schule schickte. Ab 1990 veränderte sich diese Partnerschaftsarbeit durch unsere Idee, Kinderpatenschaften zu vermit-

teln, bei denen ein Kind mit einem Betrag von 30 DM pro Monat unterstützt wurde. Auch die Arbeit in Südindien entwickelte sich: ein eigenes – von der Kirche unabhängiges – Heim wurde gebaut. In diesem Haus lebten am Ende etwa 120 Kinder, die von rund 80 Paten unterstützt wurden. Obwohl die Arbeit mit bestem Willen von Deutschland aus betrieben wurde, traten nach einigen Jahren die Probleme einer laienhaften und in ihr Umfeld nicht eingebundenen Partnerschaft zutage. Bei einem letzten Besuch im Jahr 1999 stellten wir solche Differenzen in der Auffassung über die Ziele, den Finanzbedarf, die Leitung und Ausführung der Ar-

» Das persönliche Erleben der bitteren Armut in den Dörfern um die Stadt Chennai während meines ersten Besuchs in Indien erschütterte mich zutiefst. Auch die Freundlichkeit dieser Menschen konnte ich nicht vergessen. Dieses Erlebnis änderte mein Denken. Zu diesem ersten Besuch kam es, weil mich meine Mutter überredete, 30 Mark für ein Patenkind zu geben und in einem der Rundbriefe des Freundeskreises zu einer Reise nach Chennai eingeladen wurde. Ich dachte: »Na ja, Indien könnte ja mal interessant werden, also warum eigentlich nicht.« Dass diese Reise meine Einstellung zum Leben und zu Gott ändern sollte, war mir nicht klar. Heute bin ich meiner Mutter unendlich dankbar, mich zu dieser Patenschaft überredet zu haben. « *Marcus Lehmann*



beit fest, dass ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten nicht mehr fortgesetzt werden konnte. Beim kritischen Überdenken wurde immer klarer, dass eine gut gemeinte Hilfe ohne Rücksicht auf Bedingungen und Art der Ausführung nicht automatisch zu einer Verbesserung der Lebensumstände der Menschen beigetragen hatte, ja möglicherweise sogar Misstrauen in der umliegenden Bevölkerung entstand. Trotz des langen Spendenzeitraumes und ausreichender finanzieller Mittel stand die Unterbringung, Versorgung und Betreuung der Kinder in keinem Verhältnis zu den gespendeten Mitteln und die Fluktuation der Kinder blieb sehr hoch.

Es ist nicht leicht zu akzeptieren, dass eine Sache gescheitert ist, für die man sich viele Jahre mit bestem Willen engagiert hat. Die Aufarbeitung dieser Situation mit Hilfe der Gossner Mission gab uns einen neuen Blick für Probleme der Partnerschaftsarbeit und nötige Vorbedingungen für Hilfsleistungen. Der Asienreferent Bernd Krause, den wir auf dem Kir-

chentag in Stuttgart 1999 kennen lernten, gab uns in persönlichen Gesprächen Mut weiterzumachen. Trotz vieler Bemühungen kam es letztendlich zum Bruch mit der Arbeit in Chennai.

Partnerschaft mit dem CVJM Ranchi

Etwa ein halbes Jahr später konnten wir in Ranchi die Arbeit des CVJM unter den in Maranghada lebenden Adivasi des Munda-Stammes persönlich kennen lernen. Das Dorfentwicklungsprogramm eröffnete uns einen neuen Blick für Entwicklungsarbeit, die mit wenig Geld viel bewirken kann, weil die Akzeptanz der Bevölkerung hoch ist. Es besteht aus verschiedenen Elementen wie Gemeinwesenarbeit, Vorschulen, Erwachsenenbildung und der Förderung des Bewusstseins der Adivasi für ihre Traditionen, ihre Kultur und den Zusammenhalt zwischen den Dörfern. Fast 70 Dörfer in der Region sind derzeit Teil der Programme, in denen mehrere Fieldworker beschäftigt sind,

von denen viele direkt aus den umliegenden Dörfern kommen. Neben den vielen Aktivitäten der Frauen-, Männer-, und Jugendclubs in den einzelnen Dörfern ist das Dorfentwicklungszentrum in Patratoli zu einem Ort des Lernens und der gegenseitigen Begegnung der Menschen aus den Dörfern geworden. Unser Freundeskreis arbeitet heute mit der Gossner Mission zusammen und versucht, die von der Gossner Mission gesetzten Rahmen der Zusammenarbeit mit dem CVJM mit Leben zu erfüllen durch das Austauschen von Informationen, Diskussion über Probleme und Erfolge bei der Arbeit, Vortragsabende in Landeskirchlichen Gemeinschaften und halbjährlich erscheinende Informationsbriefe. Heute bringen wir auch unsere Erfahrungen aus einer gescheiterten Partnerschaft mit, die in eine Schieflage geraten war, weil nur dem finanziellen Aspekt Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Besuch des ehemaligen Generalsekretärs des CVJM Nityanand Naik in Deutschland im Jahre 2002 in den Gemeinden unseres Freundeskreises war ein Höhepunkt dieser Zusammenarbeit und brachte Ideen für weitere gemeinsame Aktionen.

Es war ein Ereignis mit langer Vorgeschichte, als wir im März diesen Jahres als Gruppe von sieben Deutschen in Maranghada zusammen mit Dorfbewohnern an der Errichtung eines Kleinstaudammes mitarbeiteten.

Marcus Lehmann,
Informatiker, Petershagen

» Für mich ist die Begegnung mit der sozialen Ungerechtigkeit, die einem in Indien begegnet, zur Mahnung dafür geworden, dass mein ach so »hart verdientes Geld« eben nicht meines ist, sondern ein von Gott geschenktes, verantwortungsvoll zu verwaltendes Gut. Ja, dass wir eigentlich tagtäglich schuldig werden an denen, die nur das Auskommen für die nächsten Tage kennen, kein sauberes Wasser, keine Perspektive bei Krankheit und Arbeitslosigkeit. Schuldig, weil wir glauben, dass wir genug getan hätten, wenn wir das am Monatsende Übrige abgeben – nachdem wir uns das geleistet haben, was wir zu brauchen meinen. « Steve Dreger

Bild: Marcus Lehmann (l.) und Steve Dreger in Govindpur

Ein Leben als Antragsteller

Nachrichten vom Berliner Wohnungsmarkt

Fritz K. wohnt in Berlin-Oberschöneweide. Zwei Zimmer, Küche, Bad, 48 Quadratmeter, eine sogenannte Sozialwohnung in einem der Sanierungsgebiete Berlins. Fritz K. ist auf Sozialhilfe angewiesen.

Im Zuge der allgemeinen Sparmaßnahmen beschließt der

In der Sozialfalle

Fritz K.s Wohnung wurde vom Senat bisher mit 100,81 Euro bezuschusst. Das Sozialamt zahlt als Miete 227,50 Euro. Nebenkosten, insbesondere Strom, zahlt Fritz K. von seiner »Hilfe zum Lebensunterhalt«, z. Zt. 345 Euro. Nach dem Wegfall der Senatsförderung wird die Miete auf 277,50 Euro steigen. Damit liegt sie 50 Euro oberhalb der Miet-Grenze für eine Einzelperson, die der Senat bestimmt hat. Über die bevorstehende Mieterhöhung informiert die Wohnungsbaugesellschaft.

Das Sozialamt teilt Fritz K. auf Anfrage mit, dass es die Kosten für die verteuerte Wohnung nicht weiter übernehmen kann, siehe Festlegung der Mietobergrenzen für eine Person.

Fritz K. weiß jetzt nicht recht, was er tun soll. Untervermieten will er nicht. »Wer weiß, wer da reinkommt?« Bei 48 qm kann das eine heikle Angelegenheit werden. Bleibt eigentlich nur der Umzug in eine nicht-sanierte Wohnung – in der Edisonstraße etwa oder der Glanzstraße in Schöneweide. Dann könnte er im Kiez bleiben, müsste aber für eine Wohnung ohne Wärmeisolierung und mit Einzelheizgeräten höhere Nebenkosten in Kauf nehmen. Klappt das nicht, müsste er wegziehen, nach Reinickendorf viel-

leicht oder nach Spandau am anderen Ende der 3,5-Mio-Stadt. Es gibt Übereinkünfte zwischen Senat und Wohnungsbaugesellschaften, einen gewissen Prozentanteil billigen Wohnraums zur Verfügung zu stellen. Wo, bleibt den Gesellschaften überlassen. Gegenwärtig soll der Trend in Richtung Reinickendorf und Spandau gehen. Mieter wie Fritz K. werden auf diese Weise im Laufe der Zeit hin- und hergeschoben.

Zuhören und Helfen

Durch einen Bekannten ist Fritz K. auf die »Besondere Soziale Wohnhilfe« von Diakonie und Caritas aufmerksam geworden. Die Sozialarbeiterinnen, Pädagogen und Psychologen dieser Einrichtung beraten in Fällen, wo besondere Hilfe erforderlich ist, um Obdachlosigkeit zu vermeiden. Das reicht von der Überwindung von Schwellenängsten im Umgang mit Sozialämtern bis zur Führung von »Klientenkarten« bei längerem oder dauerhaftem Kontrollverlust der Hilfesuchenden – deren Einverständnis vorausgesetzt.

Zu Beginn der 90er Jahre hatte die Beratung im Ostteil der Stadt überwiegend mit Menschen zu tun, die im DDR-System »auffällig« geworden waren. Viele davon, die unter den »Asozialen-Paragrafen« fielen, viele mit »Berlinverbot«

Durch die Politik des Berliner Senats droht Sozialhilfeempfängern ein Zwangsumzug aus ihrem »Kiez« in anonyme Hochhausiedlungen.



Berliner Senat im Sommer 2003, die ursprünglich auf 30 Jahre festgelegte Förderung von Sozialwohnungen schon nach 15 Jahren zu beenden. In der Öffentlichkeit wird dies überwiegend als »Schritt in die richtige Richtung« gefeiert: Abbau von Subventionen! Wer wäre nicht dafür?

oder »Territorialverbot«, z. B. in Jugendfreizeiteinrichtungen. Die fanden häufig auch nach der »Wende« keinen Anschluss. Denn das Leben, das tägliche Überleben, wurde nicht leichter für sie, es wurde komplizierter. Dann kamen diejenigen hinzu, die Anfang der 90er Jahre ihre Arbeit verloren und seitdem häufig nie mehr als für ein Jahr Arbeit hatten, fortan ein Leben als »Antragssteller« führten. Neben praktischen Ratschlägen waren und sind diese »Gestrandeten« darauf angewiesen, dass ihnen jemand zuhört – biografische Arbeit. Das können Sozialämter nicht leisten. Deren Mitarbeiter intervenieren schon mal gegen eine drohende Zwangsräumung. Oder sie können, wenn es der Integration dient, einen Sprachkurs bewilligen, worüber es manchmal

zum Streit zwischen Sozialamt und Beratern der Wohnhilfe kommt. Grundsätzlich jedoch unterliegen die Mitarbeiter der Sozialämter sehr strengen Regeln, deren wichtigste lautet: strikte Sparsamkeit. Daran scheitert oft auch der beste Wille.

Worauf es ankommt

Damit Fritz K. in Oberschöne-weide wohnen bleiben kann, käme es darauf an, eine sozial gemischte Wohn-Struktur zu erhalten, die Verdrängung ebenso vermeidet wie soziale Ghetto-Bildung. Oberschöne-weide soll nicht das Los vieler ostdeutscher Gemeinden teilen, die in den letzten zehn Jahren bis zu 30 Prozent ihrer Einwohner durch Wegzug in den Westen Deutschlands oder ins

freundlichere Umland verloren haben. Um dies zu erreichen, genügt Einzelfallhilfe, so wichtig diese ist, nicht. Es ist ein breites Bündnis aller Akteure, Einrichtungen, Kirchengemeinden, von Diakonie und Caritas bis zu lokalen Investoren nötig, um effektive Lösungen zu erarbeiten und durchzusetzen.

»Menschen verändern ihren Kiez – Organizing Schöne-weide«, wo die Gossner Mission aktiv mitarbeitet, bietet dafür eine Plattform.

Michael Sturm, Referent
der Gossner Mission für
Gesellschaftsbezogene
Dienste

Oberschöne-weide ist ein traditioneller Industriestandort an der Spree.



Innehalten und Weitergehen

Auf J.E. Goßners Spuren in Berlin

Die Spuren von Johannes E. Goßner in Berlin sind zu Wegweisern in eine ökumenische Zukunft geworden. Besucher, die sich bei der Spurensicherung beim ersten Ökumenischen Kirchentag in Berlin 2003 beteiligt haben, waren sich zwar des Abstandes bewusst, der zu



J. E. Goßner – seinem Geburtstag vor 230 Jahren und seiner ersten Anstellung in Berlin vor 175 Jahren – gegeben ist. Hingegen gibt es keine Abgrenzung von dem denkwürdigen Appell von der Kanzel Schleiermachers vor 170 Jahren für eine missionarische Kirche. Unsere Einladung zu den Stationen des Pilgerweges wirkt weiter: Der Pilgerweg sollte nicht nur zu den runden Jubiläen gegangen werden!

Elisabeth-Krankenhaus

Und das hat sich bei der Spurensicherung ereignet:

Der katholische Pastoraltheologe Prof. Dr. G. F. Friemel hat die Gewissenskonflikte bedacht, die sich aus der Frage nach gläubiger Kirchengemeinschaft bei M. Sailer und bei seinem Schüler J. E. Goßner auf der Suche nach lebendiger Christusgemeinschaft ergeben haben. Frau Dr. Tamara Tatsenko, Historikerin aus St. Petersburg, gab Einblicke in Goßners Wirksamkeit im Zarenreich, als er noch katholischer Prediger war. Schon dort regte er eine die Konfessionen übergreifende Kirchenunion an mit der Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt.

Goßner wurde des Landes verwiesen. Pfr. Gottfried Rieger berichtete, wie ab 1829 durch J. E. Goßner die Bethlehemskirche in Berlin der Geburtsort der »Zwillingsgeschwister« Missionshaus und Krankenhaus und damit der Quellort für ein ganzheitliches Verständnis vom missionarischen Auftrag der Kirche wurde.

Der Ehrenkurator Dr. Klaus von Stieglitz sprach am Denkstein auf dem Gelände der heu-



tigen Elisabeth-Klinik folgende Worte für den Weg:

»Nun wollen wir gehen unter dem Bibelwort: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben (Hebr. 13,7.8). Vater Gossners hier zu gedenken und ihm zu danken, kann nur heißen, an Folgendes zu erinnern: Das Wort Gottes, das er empfing und sagte, hat ihn dazu geführt, auf Nöte und Herausforderungen der Zeit mit seinem Handeln zu antworten. Er hat ein Haus für die Kranken gebaut. Er hat sie mit seinen Krankenbesuchsvereinen aus unbeschreiblicher Not herausgeholt.

Spurensuche! Wir können das geographisch und geschichtlich verstehen. Das wäre aber für Vater Gossner und für Leute, die seinem Glauben zu folgen suchen, zu gering. Wir sollten die Spuren Jesu in uns finden und sichern. Dieser Jesus ist auf dem Weg zu uns mit seinem Segen. So sind wir heute auch dem Segen auf der Spur. Vielleicht etwas

zu schnell und einfach reden wir von »Vater Gossner«. Welche Rechte geben wir ihm? Wie hören wir ihn? Wie ergreift uns sein Gebet? Prägend sollte die Freude sein, diesen Vater zu unseren Vätern zählen zu dürfen.«

Matthäuskirche

In der benachbarten Matthäuskirche gedachten Bischof Hans- da und Schulinspektor Horo von der Gossnerkirche an die Missionare und Missionarinnen, die von hier nach Indien entsendet wurden – sehr oft von Gen. Sup. Carl Büchsel, dem Nachfolger Goßners. Sie



Ein Monument erinnert an Glaubensflüchtlinge. Aus reformierten Böhmen, lutherischen Mähren, pietistischen Herrnhutern und preußischen Erweckten entstand hier eine Gemeinde aus Goßners Geist und Glauben. Wegen dieser kirchen- und kulturgeschichtlichen Bedeutung hat die Stadt Berlin einer erweiterten Inschrift mit dem Namen Goßners auf der Informationstafel zugestimmt.

Manfred Motel von der Brüdergemeinde hat sie enthüllt und eine Würdigung des Tages und Ortes ausgesprochen. Die Vertreter der Gossnerkirche und Schüler aus Marzahn – sie haben eine Partnerschaft zur Gossnerschule in Chai-basa (Indien) begründet – entdeckten den Platz wieder für sich und andere. Der Platz ist so klein, dass er im Stadtplan nicht verzeichnet ist. Spurensuche!

Goßners Grab

Dr. Klaus Roeber führte von hier aus die Teilnehmer des Pilgerweges weiter auf den Jerusalemsfriedhof zu Goßners Grab. Dort wurden sie von Elisabeth-Diakonissen begrüßt. Direktor Tobias Treseler – erinnernd den 200. Geburtstag Büchselfs in diesem Jahr und

das Ende seiner Amtszeit vor 115 Jahren – zitierte aus dessen Grabrede für Goßner im Jahr 1858: »Er hat zurechtgebetet die Mauern des Krankenhauses und die Herzen der Schwestern in dem Krankenhause, er hat zurechtgebetet die Herzen der Reichen, dass sie ihre Hand haben aufgetan weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus, er hat zurechtgebetet die Missionsstationen in Indien und hier auf Erden, und hat durch sein Gebet gehalten und getragen in den Versuchungen und Gefahren die Herzen der Missionare, und hat durch sein Gebet begossen und begleitet weit in alle Welt hinein.«

Ein Weg auf den Spuren von J. E. Goßner, erweitert um Hausvogteiplatz, Gendarmenmarkt und einen Blick aufs Königlich-preußische Konsistorium, dauert mit spurensuchenden Grup-



pen gut drei Stunden. Die Gossner Mission freut sich auf Ihre Anmeldung.

Dr. Klaus Roeber,
Theologe



berichteten von zwei Missionsstationen, die den Namen Matthäuspur (1873) und Büchselpur (1893) tragen.

Bethlehemskirche

Die Pilger begaben sich weiter zum Bethlehemskirchplatz. Nur noch der Grundriss der 1963 abgerissenen Bethlehemskirche blieb erhalten. Spurensuche! Aus dem Wirken Goßners entstanden hier Krankenpflegevereine und der Missionsverein.

»Geschichte wird gestaltet und erfahren oder aber verbraucht und erlitten«

Fritz Mewes – der Laienkonvent und die Mitarbeiterkonferenz der Gossner Mission in der DDR sind durch sein zuversichtliches Denken und seine klare Sprache entscheidend geprägt worden. Als Rentner zusammen mit seiner Frau Rita in Rathenow lebend, beobachtet er nicht nur aufmerksam die Ereignisse in Kirche und Gesellschaft heute, sondern er hält auch kritisch und solidarisch die Verbindungen zu alten und neuen Freunden der Gossner Mission aufrecht. Das Interview führte Klaus Roeber.



Klaus Roeber: In Gesprächen, Vorträgen und Publikationen haben Sie, Bruder Mewes, die Frage nach Christ und Staatsbürger zu ihrem Thema gemacht. Wie wichtig ist für Sie das Thema »Gossner Mission in der DDR«?



Fritz Mewes: Die Gossner Mission hat mir und anderen geholfen, dass wir unser Christsein in der DDR in aller gebotenen Schärfe als eine Aufgabe in das Blickfeld bekamen. In

der Gossner Mission habe ich die Sprache gefunden und Anregungen bekommen, um mein christliches Zeugnis in meinem gesellschaftlichen Umfeld auszurichten. Nach fünf Jahren Mitarbeit bei der Gossner Mission konnte ich damals öffentlich eine Bilanz ziehen. Ich formulierte mein Thema »Christliche Existenz in sozialistischer Wirklichkeit«. Das Thema ist eine missionarische Fragestellung. Weil das die Gossner Mission durchgängig behandelte, arbeitete ich da seit 1962 mit.

Klaus Roeber: Ihr Anliegen zur Weitergabe des christlichen Zeugnisses ist also schon länger bei Ihnen bewusst als Ihre Mitarbeit bei der Gossner Mission?

Fritz Mewes: Rechenschaft geben von der Hoffnung, die in uns ist – sagt schon die Bibel, nicht erst die Gossner Mission. Den Anstoß zum Überdenken von missionarischer Existenz bekam ich nicht von irgendeiner Missionsgesellschaft, sondern von meinen nichtchristlichen, unkirchlichen Zeitgenossen. Das kam so: Anfang 1950

entstand die »Nationale Front der DDR«. Sie war aus der Volkskongressbewegung für Einheit und gerechten Frieden hervorgegangen. Nun formierte sie sich zu einer politisch orientierten Massenorganisation. Man war bestrebt, auch mit Christen zusammenzuarbeiten. So bildeten sich in diesem Zusammenhang auch die »Arbeitsgruppen Christen«, in denen ich gemeinsam mit anderen Gemeindegliedern der evangelischen Kirchengemeinde Rathenow auf Kreis- und Bezirksebene mitarbeitete.

Da wurden wir als Christen gefragt und wollten auch so antworten. Martin Niemöller hat das 1952 so gesagt, und der Satz begleitet mich bis heute: »Es gibt kein politisches System in der Welt, dem nicht die Salzkraft des christlichen Dienstes am Menschen not täte.«



Klaus Roeber: Wodurch – oder durch wen kamen Sie mit der Gossner Mission in Verbindung?

Fritz Mewes: Dahinter steht ein Ereignis, das damals die Gemü-

ter bewegte. Die sozialistische Umgestaltung der Landwirtschaft hatte begonnen. Es war 1962 ein verregneter Sommer. Einige Leute aus der SED hatten die Losung ausgegeben: »Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein«. Gleichzeitig war aber auch in der »Volksstimme« eine Kurzmeldung zu lesen: »Pfarrer helfen bei der Ernte«. Das war eine bemerkenswerte Antwort auf die SED-Kampagne. Der Meldung war zu entnehmen, dass Pfarrer Richter (Nitzahn) und Pfarrer Iwohn (Zeesen) den LPG-Bauern als Treckerfahrer bei der Ernte halfen. Außerdem war die Information nach Rathenow gedrungen, dass in Nitzahn ökumenische Gemeindetage stattfanden. Kurt Haupt, CDU-Mitglied und Volkskammerabgeordneter, Vorsitzender der Produktionsgenossenschaft des Handwerks, kannte natürlich seine Unionsfreunde Mewes und Riemann. Wir drei waren auch Mitglieder der Kirchengemeinde Rathenow. So fuhren wir nach Nitzahn. Da trafen wir Bruno Schottstädt. Gäste in Nitzahn waren neben Christen von der Waldenserkirche in Italien auch Professor Harvey Cox aus Boston, USA – Verfasser des Buches »Stadt ohne Gott?« – und Bischof Dr. M. Bage von der Gossnerkirche in Indien. So begann mein Weg mit der Gossner Mission. Ich nahm regelmäßig an Arbeits- und Jahrestagungen der Gossner Mission teil. Es erschloss sich für mich ein neues Arbeitsfeld.

Klaus Roeber: Für die Gossner Mission ist

Rathenow und Umgebung kein neues Arbeitsfeld. Hier gab es Anfang des 19. Jahrhunderts eine Missionschule von Herrn Elberling. Er bereitete Handwerker aus Brandenburg und der angrenzenden Altmark für Goßners Mission in Übersee vor. Auch Missionsfeste wurden gefeiert. War Ihnen das bewusst, als Sie bei Gossners anfangen?

Fritz Mewes: Der Gedanke der Weltmission hat natürlich seine Geschichte auch an Elbe und Havel. Die Gossner Mission brachte diese Verbindungen – wie ich es mit Bischof Bage erlebte - als ökumenischen Besucheraustausch wieder neu zur Geltung. Unter dieser Neubesinnung auf Mission und Partnerschaft habe ich mich von Bruder Schottstädt für die Laienarbeit in der DDR zurüsten lassen. So wurde ich Vorsitzender des Laienkonzils der Gossner Mission in der DDR. Studienarbeit als Wegweisung für eine christliche Existenz im Alltag war hier eine Hauptaufgabe. Studienbriefe zu biblischen Themen wurden erstellt und in der ganzen DDR diskutiert – manchmal mit internationalen Gästen. Hier kamen weltweite und eigene Erfahrungen beim Engagement in der Gesellschaft zur Sprache. Gleichzeitig ging es uns um die Entdeckung von geschwisterlicher Gemeinde inmitten unserer Kirche. Wir fühlten uns zwar bei »Gossners« wohl, wollten aber in unserer Arbeit immer als »Kirche« wahrgenommen werden. Das war wichtig für

die Arbeit in den Hauskreisen, die Anlaufpunkte für ganz verschiedene Leute waren. Manche bekamen dadurch wieder Kontakt zur Ortsgemeinde oder zur Gossner Mission und damit zur Kirche.

Klaus Roeber: Ihre Stadt kam in die kirchliche Presse – und es löste auch beim Staat etwas Verwirrung aus - als die Kreissynode den Beschluss zur Einsetzung einer bruderschaftlichen Leitung des Kirchenkreises Rathenow fasste. War das eine demokratische Antwort auf den sozialistischen Zentralismus im Lande oder eine eigenständige kirchliche Erneuerung – durch Impulse der Gossner Mission?

Fritz Mewes: Mit der Betonung des Dienstes des Laien bei der Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags in der Welt und der entsprechenden Veränderung der kirchlichen Leitungsstrukturen für den Dienst der Kirche in der Welt – also mehr Mitbestimmung für Laien bei Beschlüssen der Kirchenleitung – hat die Gossner Mission zwei sehr wichtige Impulse gegeben. Aber bevor wir dem DDR-Staat etwas vorgeben wollten für sein Demokratieverständnis, sollten wir im kirchlichen Haus Ordnung schaffen. Und zwar eine Ordnung, die sich nach dem Evangelium richtet – und dann wird die Kirche Licht und Salz, wie es da heißt. Das gilt auch heutzutage. Unsere Bemühungen hat der Staat – je nachdem, mal als Licht auf seinem Wege und mal als Salz in seinen

Wunden – wahrgenommen. Ich bekam Interesse für Strukturen, die diese Mission der Kirche hindern oder fördern. Deshalb haben wir das Memorandum der Gossner Mission zur bruderschaftlichen Leitung mit Hartmut Grünbaum, dem späteren Generalsuperintendenten von Berlin, ab 1967 in die Praxis umgesetzt. Grünbaum ist ja bei Gossners bestens bekannt. Auch persönlich habe ich damit Ernst gemacht. Im Mai 1966 machte ich einen Lehrgang bei Generalsuperintendent Lahr (Potsdam), um selbstständig den Dienst eines Lektors im Gottesdienst zu versehen. Dem Kreiskirchenrat Rathenow gehörte ich mehrere Jahre an, auch war ich eine zeitlang Präses der Kreissynode. Zunehmend wirkte ich in den kirchlichen Strukturen und am innerkirchlichen Geschehen mit. Der Dienst der Laien in der Welt, getragen von einer bruderschaftlichen Kirche, sind für mich die beiden wichtigsten Impulse aus der Gossner Mission in der DDR. Meine Zielrichtung finde ich außer bei Niemöller erst recht bei Hromadka und Konrad Farner, die zum Dialog mit Erneuerungsbewegungen in der Welt und mit Marxisten ermutigt haben. Geschichte wird gestaltet und erfahren – habe ich einmal geschrieben. Wo man es zulässt, dass sie verborgen wird, kann Geschichte nur noch erlitten werden. Ohne wenigstens den Versuch einer Auseinandersetzung macht man sich daran mitschuldig, wenn es so weit kommt.



Klaus Roeber: Wie Sie das beschreiben, haben sich die Aktivitäten der Gossner Mission als eine Reformkraft für die Kirche erwiesen. Wie hat sich das auf eine zu erneuernde Gesellschaft in der DDR ausgewirkt?

Fritz Mewes : Ich sagte schon, dass das alles nicht so sehr DDR-orientiert war, sondern nach Herkunft und Ziel biblisch war und im Gespräch mit Marxisten, Kirchenvertretern und ökumenischen Partnern durchgeführt wurde. Ich habe an der Gossner-Studie über Frieden und Abrüstung mitgearbeitet. Sie hatte Wirkungen in der Gesellschaft, weil viele damit argumentieren lernten. Wir führten mit Gossner-Materialien Lehrgänge für Lektoren durch und regionale Ältestenräten, organisierten Besuchsdienste im Sinne von Visitationen, und haben zu Gemeindegemeinschaften in Erweiterung der nach den Bibelwochen eingeladen. Sehr hilfreich war dabei das Haus Rehoboth der Gossner Mission in Neu Zittau bei Berlin. So entstand eine neue Wahrnehmung für die Lage in Kirche und Gesellschaft. Ich habe gelernt, die Ungeduld für eine demokratische und kritische Gesellschaft mit dem Bau einer basisorientierten und kollegialen Kirche, in allem eine glaubwürdige Kirche, zu verbinden. Diese Ideen bei Gossners und die Leute von Gossners bildeten eine Einheit. Wir haben miteinander entdeckt, dass gerade in unzureichenden und geringen Diensten die verborgene Kraft, aus der unsere christliche Existenz

gespeist wird, zum Vorschein kommt. Und das wird auch weiter so gehen, wenn uns nicht der Wahn von Professionalität und Effizienz schließlich doch noch erstickt. Uns konnte etwas gelingen, weil die Laien unseres Kirchenkreises nicht im Warteraum der Zukunft sitzen geblieben sind, sondern den Zug bestiegen haben – so, wie ich selbst mit der Gossner Mission aufgebrochen bin oder die Gossnerleute mit mir.



Klaus Roeber: Sie geben das Stichwort Reisen – innerhalb der DDR und über die Grenzen hinaus. Konnten Sie Ihre Erfahrungen und Botschaft von der Kirche in der DDR auch selber zu anderen Kirchen in anderen Ländern überbringen?

Fritz Mewes: Nicht nur der Missionsauftrag, sondern die Teilnahme an der ökumenischen Bewegung und die Begeisterung an dem, was aus dem Christentum noch werden kann, drängen doch jeden Christen zur Überschreitung von Grenzen, um in Austausch zu kommen. Ich konnte mit der Gossner Mission auch mal nach Westdeutschland fahren, in die Volksrepublik Polen, zur Christlichen Friedenskonferenz nach Prag, auch nach Frankreich und in die Schweiz. Die Grenze überschreiten, heißt auch, dass wir anfangen, über geistige Gräben Brücken zu bauen. So habe ich die Gossner Mission erlebt, und das könnte ja auch unter veränderten Bedingungen und mit neuen Themen weitergehen. ■

»Zuflucht gesucht – den Tod gefunden«

Zum 20. Todestag von Cemal Kemal Altun

Vor 20 Jahren stürzte sich in Berlin der junge Türke Cemal Kemal Altun aus dem Fenster des Verwaltungsgerichts, wo ein Klageverfahren gegen seine bereits erfolgte Anerkennung als politisch Verfolgter verhandelt wurde. Wegen eines »Auslieferungsangebots« des Bundeskriminalamtes an den türkischen Staat saß er dennoch 13 Monate lang in Einzelhaft.

Cemal Kemal Altun ist als jugendlicher Oppositioneller nach Deutschland gekommen, der sich in seiner Heimat schon

als Schüler für Demokratie, Meinungsfreiheit und Menschenrechte eingesetzt hat. Er konnte nicht begreifen, dass der demokratische Staat, in dem er Zuflucht suchte, bereit war, ihn an sein Verfolgerland auszuliefern; er konnte nicht glauben, dass die deutschen Behörden und die deutsche Politik eher bereit waren, den Vertretern seines Verfolgerlandes, einer Militärdiktatur, mehr Glauben zu schenken als den Beteuerungen eines Flüchtlings, der allen Repressalien

und Verboten zum Trotz mit gewaltfreien Mitteln im Untergrund gegen den Staatsterror gekämpft hatte. Cemal K. Altun, dessen Tod 1983 von den verantwortlichen christdemokratischen Regierungspolitikern als »bedauerlicher Einzelfall« bezeichnet wurde, für den niemand Verantwortung trage, denn alles war ja »nach Recht und Gesetz« zugegangen. Cemal K. Altun war der erste von inzwischen weit über

100 Flüchtlingen, die sich aus Angst vor ihrer Abschiebung in das gefürchtete Verfolgerland selbst töteten.

Der Tod Cemals war ein »Zeichen an der Wand«, ein verzweifertes Zeichen an die Politik, umzukehren. Die Verantwortlichen haben keine Lehren aus seinem Tod gezogen. Die deutsche Asylpolitik ist für viele Flüchtlinge zum Inbegriff einer amtlich legitimierten Herabsetzung und »Entwürdigung« von Menschen geworden – Ausdruck einer demokratisch und rechtlich abgesicherten Menschenverachtung.

Der Kampf gegen Rassismus, der Schutz der Menschenwürde, beginnt bei den politischen und rechtlichen Vorgaben für bzw. gegen Flüchtlinge, Minderheiten und MigrantInnen in diesem Land. Deshalb müssen wir heute erkennen, dass auch der freiheitlich-demokratische Rechtsstaat brüchig wird, wenn Schutz und Hilfe suchende Menschen das, was ihnen in Deutschland nach der Flucht widerfährt, wiederum als unerwartete Schikanen und Verletzungen ihrer Würde erfahren müssen. Eine Demokratie wird brüchig, wenn einem politischen Flüchtling sein Tod als letzter und einziger Weg in die Freiheit erscheint.

Es ist an der Zeit, dass die Zivilgesellschaft hellhöriger, sensibler und widerständiger



wird, wenn mit den Mitteln des Rechts oder durch rassistisch geprägte Sondergesetze die systematische Ausgrenzung von Menschen betrieben wird. Cemal Altuns Tod mahnt uns, noch entschiedener und offensiver die Strukturen und Mechanismen von Ausgrenzungs- und Diskriminierungsstrategien anzuprangern und zu bekämpfen, auch wenn sie von der Politik verschleiert, geleugnet und mit dem Hinweis auf Mehrheitsentscheidungen gerechtfertigt werden.

»Die Ignoranz der Justiz und der Opportunismus der Bundesrepublik Deutschland waren stärker als sein Durchhaltevermögen und unser Engagement« hieß es in der Traueranzeige für Cemal Kemal Altun. Im Gedenken an Cemal Altun und Hunderte von Flüchtlingen, welche in Deutschland Freiheit und Zuflucht suchten und den Tod gefunden haben, erklären wir: Wir werden entschieden gegen den rassistischen Bazillus in Politik und Gesellschaft kämpfen! Cemal Kemal Altuns Vermächtnis ist und bleibt uns Verpflichtung im Kampf um eine bessere Welt, für Demokratie und Menschenrechte gegen jede Form eines offenen und institutionellen Rassismus und für eine humane Flüchtlingspolitik!

Auszüge einer Rede von
Heiko Kauffmann,
Vorstandsmitglied von
Pro Asyl, vollständige
Rede: [www.proasyl.de/
texte/2003/
Kauffmann_Altun1.htm](http://www.proasyl.de/texte/2003/Kauffmann_Altun1.htm)



»Du bist kein Türke. Was bist Du?«

Ein Projekt visueller Gemeinwesenarbeit in Hannover-Linden

Obige Frage stellt ein Kind dem anderen. Das kann nicht überall in Deutschland sein. Es geschah in Hannover-Linden, einem scheinbar problematischen traditionellen Arbeiterstadtteil mit 26 % Ausländern und überdurchschnittlich vielen Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängern, bei 42.000 Einwohnern. Ein Hausblock und eine Häuserzeile mit Neubauwohnungen wurden von der Stadt Hannover belegt: Ausländer, Deutsche, Körperbehinderte, psychisch Kranke, betreutes Wohnen für drogengefährdete Jugendliche. Wie soll sich da etwas Gemeinsames entwickeln?

Wer traut sich, in einer solchen Situation Gemeinwesenarbeit zu machen, die auf Aktivierung der Bewohner zielt?

Zwei haben damit angefangen: ein Kirchenkreissozialarbeiter, eine Diakonin/Sozialpädagogin, beide tätig in den Gemeinden und im Sozialzentrum Linden. Botho Wartze brachte alte Erfahrungen der Aktivierung ein (Methode nach Hauser, gelernt bei einem Seminarteilnehmer der Gossner Mission in Mainz), Barbara Mann hatte zunächst als Schwerpunkt die Videoarbeit, gelernt in der Bethlehemgemeinde. Zwei ehrenamtliche Frauen der

Gerhard-Uhlhorn-Gemeinde planten mit und erwarben die notwendigen Fähigkeiten für das Durchführen von Interviews, die mit Video aufgenommen wurden. Die Planung des Projektes begann im Herbst 2000.

Die erste Videoaufführung

Im April 2002 war das mit Spannung erwartete erste Treffen der Bewohner. Sie kamen. Sie sahen einen Video-Film, in dem sie selbst vorkamen, in dem Aussagen über das Leben und Wohnen in Linden-Nord und in ihren Häusern mit Bildern unterlegt wurden. Entdeckungen wurden gemacht: Man kennt sich so wenig. Man geht so wenig aufeinander zu. Kinderlärm auf dem Hof oder auf der Straße wird von einigen als störend erlebt. Der Hof ist für die Rollstuhlfahrer unzugänglich. Man motzte ordentlich, und das Ganze bekam der »Hausmeister« ab, ein Grieche mit wenig Deutschkenntnissen. Botho Wartze fragte nach:

»Warum treffen wir uns hier? Wegen Veränderungen? Oder wollen wir uns Vorhaltungen machen?« Eine Pause trat ein. Anschließend gab es Abmachungen: Der Hausmeister zeigt den Rollstuhlfahrern, wie man in den Hof kommt. Und: Wir treffen uns wieder. Ein Termin wurde abgemacht. Seitdem kommt die »Gruppe« zusammen, regelmäßig. Man trifft sich an verschiedenen Orten (Innenhof, Trockenkeller, Straße). Eingeladen wird jedesmal über Plakate und persönliche Ansprache durch die Hauptamtlichen, das Sozialzentrum ist Teil der Nachbarschaft geworden. Es gab Treffen im größeren Kreis zu Themen wie Rauschgift, Vandalismus in der Tiefgarage, Einbrüche im Keller. Es gibt Vorbereitungstreffen mit weniger Personen. Und am 23. November 2002 wurde ein »Lichterfest« gefeiert, nach Sonnenuntergang, weil Ramadanzeit war und Advent bevorstand. Licht als Zeichen der Hoffnung, wie auch die große aktive Beteiligung an der Vor-

bereitung und Durchführung des Festes durch die »Betroffenen«.

Regelmäßige Treffen

Menschen sind aktiviert worden, ihr Nachbarschaftsleben in eigene Hände zu nehmen. Sie brauchen weiterhin die sorgfältige und von Sympathie getragene Unterstützung der kirchlichen MitarbeiterInnen. Nach 9 Monaten kam man überein: Wir treffen uns einmal im Monat.

Ein weiterer Schritt ist in Arbeit: Zwei Mitarbeiterinnen versuchen, die türkischen Frauen zu organisieren. In der Bewohnergruppe schien es Probleme zwischen ihnen und den Rollstuhlfahrern zu geben, nicht gesagt, aber mit Körpersprache gezeigt.

Jochen Günther,
Pfarrer i. R.
Informationen:
Sozial-Center-Linden@t-
online.de

Ausländer und Deutsche feiern in dem problematischen Arbeiterstadteil Hannover-Linden ein »Lichterfest«. Das Gemeinwesenprojekt in dem Viertel will zu einer Verständigung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen – der Ausländeranteil beträgt 26% – beitragen und die Lebensqualität verbessern.



Neue Gesichter – Das Kuratorium der Gossner Mission tagte in Berlin

Zu seiner Herbstsitzung kam das Kuratorium der Gossner Mission am 24. und 25. Oktober in Berlin zusammen. Auf der Tagesordnung standen vor allem Finanzfragen sowie wichtige Personalentscheidungen.

Der Kuratoriumsvorsitzende Dr. Günter Krusche begrüßte als Gäste Rev. Y. Moses, den Abteilungsleiter für Angelegenheiten der Dalits und Adivasis beim indischen Kirchenrat, sowie eine Delegation von Pracharak und Pracharikas unter der Leitung von Rev. Johan Dang aus der indischen Gossnerkirche (GELC). Mit großem Bedauern nahm das Kuratorium zur Kenntnis, dass Moderator Belas Lakra von der GELC, der Mitglied des Kuratoriums ist, aufgrund einer ernsthaften Erkrankung seine Deutschlandreise nicht antreten konnte.

Haushalts- und Stellenplan

Das Kuratorium beschäftigte sich wie in jeder Herbstsitzung eingehend mit der finanziellen Situation der Gossner Mission. Zunächst nahm es die Jahresrechnung für das Jahr 2002 ab und bestätigte den Mitarbeitenden der Berliner Dienststelle eine ordentliche Haushaltsführung. Für das Jahr 2004 erfuhr der vorgelegte Haushaltsplan Zustimmung. Nach den bisherigen Erkenntnissen sind im nächsten Jahr keine erheblichen Schwankungen im Einnahmewie auch im Ausgabebereich zu

erwarten. Diese Perspektive bietet den Partnern der Gossner Mission wie auch den Referaten der Dienststelle die nötige Planungssicherheit zur Durchführung erforderlicher Projekte und Arbeitsvorhaben. Als Teil des Haushaltsplanes wurde auch der Stellenplan der Berliner Dienststelle für das nächste Jahr beschlossen. Der Stellenplan umfasst dann neben der Leitungsstelle (100 % Stellenumfang) vier Referenten- bzw. Referentinnenstellen für die Bereiche Asien (100 %), Afrika und Gesellschaftsbezogene Dienste (je 50 %), Gesellschaftsbezogene

Aus dem Kuratorium scheiden aus (von oben links nach unten rechts): Hans Kühn, Gerhard Mey, Magdalena Möbius, Peter Heyroth, Norbert Haas, Annaliese Markmann, Eckhard Schülzgen.





Das Foto zeigt jetzige und zukünftige Kuratorinnen und Kuratoren, Gäste der Sitzung sowie Mitarbeitende der Dienststelle.

Dienste (100 %) sowie Öffentlichkeitsarbeit (80 %). Weiterhin existieren Stellen für die Sachbearbeitung in Übersee (100 %), Buchhaltung (100 %), Sekretariat (100 %), Bürohilfe (50 %) sowie Teilzeit-Anteile für den Reinigungsdienst.

Stellenbesetzung

Nach dem Ausscheiden der langjährigen Mitarbeiterin Bärbel Barteczko-Schwedler war die Stelle für Öffentlichkeitsarbeit über mehrere Monate hinweg nicht besetzt gewesen. Diese Situation änderte das Kuratorium nun, indem es Frau Jutta Kemp auf diese Stelle berief. Frau Kemp stellt sich selbst in diesem Heft vor. Nahezu 200 Bewerbungen waren als Resonanz auf die Stellenausschreibung eingegangen und gesichtet worden, bevor das Kura-

torium die Journalistin aus Neuwied mit der zukünftigen Wahrnehmung von Öffentlichkeitsarbeit und Gemeindediensten der Gossner Mission beauftragte. Damit ist die Besetzung der Dienststelle nun komplett, und diese kann eine Reihe von Arbeitsvorhaben deutlicher und umfassender wahrnehmen als in der letzten Zeit.

Kuratoriumswahl

Weitere wichtige Personalentscheidungen in Gestalt der Kuratoriumswahlen standen an. Die Amtszeit der Kuratorinnen und Kuratoren beträgt einheitlich sechs Jahre. Die jetzigen Kuratorinnen und Kuratoren sowie der gegenwärtige Verwaltungsausschuss, der die Aufgaben des Vorstands im rechtlichen Sinn wahrnimmt, sind zwar noch bis

zum Frühjahr 2004 im Amt. Schon jetzt mussten jedoch Wahlen durchgeführt werden, die dann mit der Einberufung zur Frühjahrssitzung des Kuratoriums im März nächsten Jahres wirksam werden. Dem nächsten Kuratorium werden elf gewählte sowie acht delegierte Mitglieder angehören. Zusätzlich wurden stellvertretende Kuratorinnen und Kuratoren gewählt bzw. delegiert. Die delegierenden Kirchen sind die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg, die Gossner Evangelical Lutheran Church in Chotanagpur & Assam, die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers, die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, die Lippische Landeskirche, die Evangelische Kirche im Rheinland, die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und die Evangelische Kirche von Westfalen. Die vollständige Liste der gewählten sowie delegierten Kuratorinnen und Kuratoren sowie der stellvertretenden Kuratorinnen und Kuratoren veröffentlichen wir in dem Bericht über die konstituierende Sitzung des Kuratoriums im Frühjahr 2004.

Tobias Treseler, Direktor der Gossner Mission

Ohne Gossnerkirche in Winnipeg

Ende Juli fand im kanadischen Winnipeg die zehnte Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes mit dem Thema »Zur Heilung der Welt« statt. Aus 136 lutherischen Kirchen in 74 Ländern kamen rund 400 Delegierte sowie etwa 400 weitere Mitwirkende zusammen. Tobias Treseler nahm als Berater an der Vollversammlung teil. Hier schildert er einige Eindrücke:

Die intensivsten Begegnungen während der Vollversammlung erlebte ich während der täglichen Treffen der »Dorfgruppen«, Gruppen von jeweils rund fünfzig Personen zu einem der Schwerpunkte des Hauptthemas »Zur Heilung der Welt«. In

© LWF / D. Zimmerman



Ein Ältester der kanadischen Ureinwohner segnet die Versammlung während des Abends »Die Gastkirche präsentiert sich selbst«.

meinem »Dorf« ging es um die »Mission der Kirche in multi-religiösen Kontexten«. Wir begannen die Gesprächsrunden, die innerhalb der Dörfer in Kleingruppen von etwa zehn Personen geführt wurden, mit der Betrachtung eines bibli-

schen Textes. In meiner Runde waren Teilnehmende aus Indonesien, Japan, den Philippinen, Norwegen, Schweden und – neben mir – eine weitere Deutsche. Die Konzentration auf den Bibeltext gab dem Erfahrungsaustausch einen roten Faden und eine tragende geistliche Dimension. Dabei führte die Herkunft der Teilnehmenden aus unterschiedlichen Kontexten zu unterschiedlichen Sichten selbst auf biblische Texte. Eine gemeinsame Feststellung dieser Dorfgruppe: »In unserer heutigen Welt, in der Religion zu häufig von politischen Kräften missbraucht wird, um Menschen gegen-

einander aufzubringen und Konflikte zu schüren, ist es von entscheidender Bedeutung, dass wir nach Gerechtigkeit und Versöhnung mit Menschen anderer Glaubensrichtungen streben. Die Versöhnung steht im Mittelpunkt des Evangeliums, das wir verkündigen: In Christus hat Gott die gesamte Schöpfung versöhnt. In diesem Sinne ist ein Dialog, der solche Versöhnung unterstützt, eine der wichtigen Möglichkeiten im Blick auf die Verwirklichung der Mission Gottes.«

Heilungsgottesdienste

Heilungsgottesdienste an den Abenden sollten Einblicke in den spirituellen Reichtum der lutherischen Weltgemeinschaft geben. Daher wurden diese Gottesdienste von unterschiedlichen Mitgliedskirchen vorbereitet. Spektakuläre Elemente waren dabei nicht zu erleben. Die Verantwortlichen aus Südafrika hoben die Aids-Problematik hervor. Die Vertreter der kanadischen »First Nation People«, der Ureinwohner, gestalteten die Anrufung Gottes mit traditionellen Bewegungen in die vier Himmelsrichtungen. Die meisten Heilungsgottesdienste boten persönliche Segnung mit Handauflegung an.

© LWF / D. Zimmerman

Viele Teilnehmende nutzten diese sehr individuelle Möglichkeit des persönlichen Zupruchs und berichteten über positive Erfahrungen damit.

Jugenddelegierte

Die Jugenddelegierten konfrontierte die Vollversammlung mit einer eindrücklichen Präsentation zum Thema HIV/Aids. Den jungen Delegierten gelang es, das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer weitergehenden und intensiveren Diskussion und Bearbeitung dieses Problemfeldes zu schärfen, neben die aufopferungsvolle Mühe um die Versorgung von Aidskranken mehr Vorbeugung von Aids-Infektionen, vor allem eine umfassende gesundheitliche Aufklärung treten müsste.



»Wir werden zum Schweigen gebracht«, drückten Teilnehmer des offenen Jugend-Forums mit einer Symbolhandlung angesichts der HIV/AIDS-Pandemie aus.

Visa abgelehnt

Besonders schmerzhaft wurden mehr als 50 Delegierte vermisst, die von den kanadischen Behörden kein Einreisevisum erhalten hatten. Unter den Betroffenen waren allein 27 Kirchenvertreter aus Indien, darunter auch die Delegation der Gossner Kirche (GELC) unter der Leitung von Moderator Belas Lakra. Sie waren dadurch um die Möglichkeit gebracht, mit eigener Stimme die Anliegen ihrer Kirche und die bedrängte Situation der Adivasi in die Beratungen einzubringen. Mit einem Schweigemarsch und einer öffentlichen Gebetsversammlung protestierte die Vollversammlung gegen die Ausgrenzung von Menschen aus der Dritten Welt.

Das Ergebnis

Die abschließende Botschaft der Vollversammlung umfasst eine große Zahl von Verpflichtungen für die lutherische Kirchengemeinschaft, die theologische, soziale und politische Aufgaben in einem engen Zusammenhang sieht. Ganz deutlich war jedoch, dass »Heilung« sich nicht nur auf Gesundheit bezieht. Zur »Heilung der Welt« gehört die Frage nach dem Engagement von Kirchen angesichts der wirtschaftlichen Globalisierung und ihrer negativen Auswirkungen vor allem für die Länder des Südens genauso wie die Frage nach angemessenen Wegen zur Überwindung von Gewalt.

In ihrem viel beachteten Hauptreferat sagte Landesbischofin Margot Käßmann: »Wir

hoffen auf den neuen Himmel und die neue Erde, wir haben Hoffnung über die Welt hinaus. Von dieser eschatologischen Hoffnung her werden wir darum ringen, eine Kontrastgesellschaft schon im Hier und Jetzt erkennbar werden zu lassen, eine Gesellschaft, die nicht den Gesetzen des Stärkeren, der Macht und der Durchsetzungsfähigkeit folgt, sondern Solidarität praktiziert, Gerechtigkeit liebt, Frieden schafft, die Schöpfung bewahrt ... Wenn Christen zur Heilung der Welt beitragen wollen, werden sie sich kräftig in diese Welt einmischen müssen mit ihrer Hoffnung.«

Tobias Treseler, Direktor
der Gossner Mission

Indien

Hindufundamentalistische Proteste in Ayodhya

Ein massives Polizeiaufgebot hat Massendemonstrationen der hindufundamentalistischen Organisation Vishva Hindu Parishad (VHP) auf dem Gelände der 1992 zerstörten Babri Moschee verhindert. Zeitweise waren bis zu 60.000 Anhänger der VHP im Bundesstaat Uttar Pradesh inhaftiert. Auch der VHP-Vorsitzende Ashok Singhal wurde verhaftet. Der Ministerpräsident von Uttar Pradesh, Mulayam Singh Yadav, hat angekündigt, sich an ein Gerichtsurteil zu halten, das Demonstrationen und religiöse Handlungen auf dem umstrittenen Gelände untersagt. Damit sollen Gewaltausbrüche – wie 1992 nach der Zerstörung der Babri Moschee mit 2000 Toten – verhindert werden. Indiens Premierminister Atal Behari Vajpayee hat sich dagegen für VHP-Gebete in Ayodhya ausgesprochen. (Outlook, 27.10.2003)

Nepal

1000 Tote nach dem Ende des Waffenstillstands

Nach einem Bericht der Menschenrechtsorganisation Informal Sector Service Centre (Insec) sind in Nepal nach Beendigung des Waffenstillstands vor zwei Monaten mehr als 1000 Menschen getötet worden. Für zwei Drittel der Getö-

teten seien die Sicherheitskräfte verantwortlich, für ein Drittel die maoistischen Rebellen. Insec prangert außerdem die steigende Zahl von Misshandlungen und willkürlichen Verhaftungen durch beide Konfliktparteien an. (BBC, 30.10.2003)

Nepal und Bhutan einigen sich über Rückkehr von Flüchtlingen

Die jüngsten Verhandlungen zwischen Nepal und Bhutan haben den Weg für eine Rückkehr von 100.000 bhutanischen Flüchtlingen in Nepal frei gemacht. Die Vereinbarung betrifft vorerst 9000 Flüchtlinge aus einem der insgesamt sieben Flüchtlingslager der Vereinten Nationen. Nicht rückkehrwillige Bhutaner sollen die nepalische Staatsbürgerschaft beantragen können. Bisher hatte die bhutanische Regierung den Großteil der Flüchtlinge als illegale Emigranten angesehen, die ihre bhutanische Staatsbürgerschaft verwirkt haben. Diese Flüchtlinge können nun die Staatsbürgerschaft neu beantragen und für eine zweijährige »Probezeit« in ihrem Land bleiben. (Nepali Times, 24.-30.10.2003)

Geber wollen Maoisten in die Entwicklungsarbeit einbeziehen

Wichtige Geberländer und -organisationen Nepals möchten die Maoisten in die Entwicklungsarbeit integrieren. Auf einem Treffen der Geber mit der nepalischen Regierung haben sich u. a. Dänemark, die Europäische Kommission und die Asiatische Entwicklungs-

bank für die Einbeziehung der Maoisten in Maßnahmen der Dorfentwicklung und der lokalen Selbstverwaltung ausgesprochen. Bei der nepalischen Regierung ist der Vorschlag auf Ablehnung gestoßen. Die Kämpfe zwischen maoistischen Rebellen und Sicherheitskräften haben viele Entwicklungsprojekte beeinträchtigt oder stillgelegt. (Nepali Times, 12.-18.09.2003)

Sambia

Nachhaltige Landwirtschaft mit Erfolgen

Die Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen (FAO) zieht eine äußerst positive Bilanz ihrer Unterstützung der nachhaltigen Landwirtschaft in Sambia. Die FAO hat im letzten Jahr ein Programm für nachhaltige Landwirtschaft mit 4,2 Mio. US\$ unterstützt, an dem 60.000 Farmer teilnehmen. Geerntet wurden 28.000 t Mais mit einem Wert von 7 Mio. US\$. Die Farmer konnten ihre Ernten bis zu 500 % im Vergleich zum konventionellen Anbau steigern. Das Programm arbeitet mit einfachen, aber sehr effektiven Methoden zur Erosionsbekämpfung, natürlichen Düngung und Bewässerung. (IRIN, 28.10.2003)

News im Internet:
www.gossner-mission.de/news.html
 Recherchen und Text:
 Henrik Weinhold

Personen

Neue Referentin für Öffentlichkeitsarbeit



Liebe Leserinnen, liebe Leser, ich freue mich, mich Ihnen heute als neue Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission vorstellen zu können.

Spannende Wochen liegen hinter mir, denn nach meinem ersten Vorstellungsgespräch beim Verwaltungsrat der Gossner Mission Mitte September musste ich ausharren, gemeinsam mit einer Mitbewerberin, die ebenfalls in die »Endrunde« gelangt war, bis uns das Kuratorium zu einem zweiten Vorstellungsgespräch bat. Die Entscheidung, die dann erfreulicherweise zu meinen Gunsten ausfiel, wird mir sicher noch spannendere Wochen und Monate bescheren. Denn mit meiner künftigen Aufgabe betrete ich Neuland: ein neuer Beruf, ein neues Umfeld, neue Kollegen und ein neuer Arbeitsort.

Ich bin gelernte Politikwissenschaftlerin und zur Zeit noch Redakteurin der Rhein-Zeitung, einer großen Tageszeitung in Rheinland-Pfalz. Mehr

als zwölf Jahre habe ich im Journalismus gearbeitet, mit großem Engagement und mit viel Liebe zu meinem Beruf. Warum ich mich jetzt verändern will? Ich denke, nach all diesen Jahren ist es an der Zeit, sich einer neuen Herausforderung zu stellen, auf die »andere Seite des Schreibtischs« zu wechseln. Zudem möchte ich auch aus privaten Gründen vom Rhein an die Spree umziehen.

Natürlich gibt es viele Parallelen zwischen einer Zeitungsredaktion und einem Öffentlichkeitsreferat. Hier wie dort sollen Nachrichten, Hintergründe, Geschichten an die Frau, bzw. an den Mann gebracht werden. Hier wie dort geht man, oder besser: gehe ich mit viel Idealismus an die Sache. Gesellschaftliche Entwicklungen kritisch zu beleuchten, mich für sozial Benachteiligte einzusetzen, das war meine Intention, als ich mich nach dem Studium für den Journalismus entschied, und das war mein Motiv, als ich mich vor zwei Monaten um diese neue Stelle bewarb. Nun, ich denke, hier bei der Gossner Mission bin ich da am richtigen Platz. Mit Gottes Hilfe freue ich mich nun auf viele interessante Begegnungen, auf angeregte Gespräche und auf eine spannende Aufgabe.

Jutta Kemp

Nachruf auf Marianne Puder

Meine Frau Marita und ich lernten Marianne Puder 1989-1993 während unserer Tätigkeit für die Gossner Mission in Nepal kennen.

Während Marianne in dem Dorf Gankhu in einfachsten

Verhältnissen lebte und Alphabetisierungsarbeit leistete, lebten wir nach ähnlichen Anfängen von 1991 an in bescheidenem Luxus in einer Wohnung in der Hauptstadt. Immer wenn Marianne dienstlich nach Kathmandu kam, übernachtete sie bei uns, und wir verbrachten dann einen Großteil unserer Freizeit zusammen. Wir hatten endlose theologische, philosophische und politische Debatten, und ich habe selten einen ehrlicheren und konsequenteren Menschen kennen gelernt. Ihre theologischen Überzeugungen, durch Karl Barth und Bischof Scharf geprägt, hatten etwas ganz Authentisches und Eigenständiges, das mich zutiefst beeindruckt hat.



Marianne Puder, obwohl sie wegen ihrer Ehrlichkeit oft schroff und kühl wirkte, liebte die Menschen, die sie in Nepal und Deutschland professionell begleitete, als Lehrerin, als Krankenschwester oder als Pfarrerin. Ihre tiefste Überzeugung teilte sie mit Paolo Freire, der an die Fähigkeit der Menschen glaubte, in einem Transformationsprozess die Freiheit

zu erlangen und damit die Freiheit, sein eigenes Leben selbst zu bestimmen.

Ein Leben in und zwischen zwei Kulturen, in Nepal und in Deutschland, ist zu Ende. Marianne Puder hat dieses Leben geführt, ohne zwischen den Welten und Kulturen zerrissen zu werden. Ihr war bewusst, dass wir nur *Eine Welt* haben und dass wir die Verantwortung dafür tragen müssen, dass es in dieser *Einen Welt* Frieden und Gerechtigkeit gibt.

Bernd Augustin

Veranstaltungen

Solidaritätskonferenz

Vom 16. bis 17. Januar 2004 findet die Solidaritätskonferenz der Gossner Mission in Berlin statt. Thema: „Gemeinde in der Nachbarschaft“. Gesellschaftliches Engagement und Entwicklung von Kirchengemeinden.

Es geht um:

- Motive für nachbarschaftliches Engagement
- Erfahrungen an der Schnittstelle von Kirche und Gesellschaft
- Lernerfahrungen für christliche Existenz und Gemeindeleben

Infos und Anmeldungen bei der Berliner Geschäftsstelle

Partnerschaftsseminar

Am 27. und 28. Februar 2004 wird ein Partnerschaftsseminar der Gossner Mission in Haus Stapelage, Lippe, stattfinden. Einige mit der Arbeit der Gossner Mission verbundene Gemeinden

und Gruppen haben Erfahrungen mit eigenen Partnerschaften in unsere Partnerregionen in Indien, Nepal und Sambia. Weitere Gemeinden und Gruppen wünschen eine solche Partnerschaft, durch die Beziehungen vertieft und Anliegen konkretisiert werden können. Die Konferenz soll zum Austausch von Erfahrungen einladen und konkrete Hilfestellungen für den Aufbau von Partnerschaften geben.

Indien

Pracharak-Delegation in Deutschland



Vom 19.09. bis 25.10.2003 hat eine Delegation der Pracharak-Geschwisterschaft der Gossnerkirche unter Leitung von Pfr. Johan Dang, dem Leiter der Pracharak-Ausbildungsstätte in Govindpur, Gemeinden in Ostfriesland, Ostwestfalen, Lippe, Dortmund und Berlin-Brandenburg besucht.

Dabei haben sie berichtet, wie die Gründung der Geschwisterschaft voran kommt: Drei große Kongresse haben

stattgefunden, eine Satzung und Arbeitsrichtlinien wurden erarbeitet und sind von der Kirchenleitung bestätigt, der Vorstand wurde gewählt und hat sich konstituiert, und regionale Trainings haben begonnen.

Die Pracharaks und Pracharikas sind unseren Diakonen und Diakoninnen vergleichbar und arbeiten in den Dörfern als Dorfpfarrer und Evangelisten. Durch den Verband findet dieser entbehrungsreiche Dienst der mehr als 2000 MitarbeiterInnen unter den Armen an der Basis der Kirche Anerkennung und Aufwertung. Ihre Ausbildungs- und Trainingsprogramme sollen ihnen das nötige Rüstzeug vermitteln, um auch in den sozialen und Lebensproblemen der Gemeinschaften Verbesserungen und Eigeninitiative fördern zu können. So haben sie mit großem Interesse die sozialen Dienste, sowie Schulen und Kindergärten unserer Gemeinden erkundet.

Das Fazit ihres Besuches: Wir haben viel Freundschaft und Ermutigung erfahren. Das werden wir mitnehmen und einbringen in unser Programm, um Hoffnung zu säen unter den Menschen.

Kantoreneinsatz in Indien

Von Januar bis März 2004 wird Herr Kantor Grosch aus Rheinsberg in Brandenburg für drei Monate die Gossnerkirche besuchen. In Absprache mit dem Theologischen Gossner-College und der Bibelschule in Govindpur wird Herr Grosch mit den Studenten die Pflege von Kirchen- und Chormusik einüben. Die Gossnerkirche in Indien

verfügt über ein reiches einheimisches Liedgut, das aber nicht ausreichend gesammelt und mit Noten dokumentiert ist. Mehrstimmige Darbietungen zeigen oft die Grenzen der Chorleiter auf. Deshalb soll dieser Arbeitsbesuch auch zu einer Erweiterung der Fähigkeiten von Chorleitern in der Gossnerkirche beitragen.

Nepal

Einsatz im Kathmandu Bible Ashram

Im Frühjahr 2004 wird eine Gruppe unter Leitung von Heinz Friedrich mit einem Studien- und Handwerkerprogramm das Kathmandu Bible Ashram in Nepal besuchen. Mit der Leitung der Schule ist verabredet, dass die dortigen Studenten in dieser Zeit eine Einführung in handwerkliche Grundkenntnisse erhalten sollen, um später in ihrer Gemeindepraxis fähig zu sein, selbst Reparaturen ausführen oder auch ihren eigenen Lebensunterhalt absichern zu können. Neben der Begegnung mit den Studenten und Lehrern der Schule sind noch weitere Besuche in Projekten der United Mission to Nepal vorgesehen.

Deutschland

EMW wählt Vorstand – Gossner Mission durch ihren Direktor vertreten

Auf seiner Mitgliederversammlung im schleswig-holsteini-

schen Breklum wählten die Mitglieder des Evangelischen Missionswerkes in Deutschland (EMW) einen neuen Vorstand, der dem Dach- und Fachverband in den kommenden sechs Jahren vorsteht. Folgende Personen wurden gewählt:

Pastor Hartmut Barend (AG Missionarische Dienste); Pastor Dr. Hermann Barth (Rat der EKD); Pfarrer Bernhard Dinkler (Evang. Missionswerk in Südwestdeutschland); Martina Helmer-Pham Xuan (Evang.-luth. Missionswerk in Niedersachsen); Gabi Hettler (Deutsches Institut für Ärztliche Mission); Bischöfin Maria Jepsen (Synode der EKD);

Dr. Monika Lengelsen (Synode der EKD); Pastor Ernst J. Pagenstecher (EKD Kirchenkonferenz); Pfarrer Tobias Treseler (Gossner Mission); Pfarrer Dr. Hermann Vorländer (Missionswerk der Ev.-Luth. Kirche in Bayern); Pfarrer Ekkehard Zipser (Berliner Missionswerk). In den Vorstand entsendet wurden Pastorin Birgit Klement (Evang.-methodistische Kirche), Landessuperintendent Walter Herrenbrück (Rat der EKD), Pastor Elimar Brandt (Bund Evang.-Freikirchlicher Gemeinden) und Frieder Vollprecht (Evang. Brüder-Unität-Herrnhuter Brüdergemeine). Auf seiner konstituierenden Sitzung wählte der Vorstand erneut Bischöfin Maria Jepsen zur Vorsitzenden.

Neuer Freundeskreis

Am 17. Oktober wurde in Wiesmoor der Freundeskreis „Leev Fründ van t' Gossner Mission“ gegründet. Die Teilnehmer aus

Gemeinden in Wiesmoor, Leer, Großefehn-Timmel, Emden und Osnabrück wollen die Anliegen der Gossner Mission und ihrer Partner in der Region Ostfriesland verstärkt zur Geltung bringen. Ein Schwerpunkt im kommenden Jahr wird die Teilnahme am Ostfriesischen Kirchentag, vom 18. bis 20. Juni 2004, in Emden sein. Der Freundeskreis trifft sich wieder am 19. März 2004, 18:00 Uhr in der Lutherkirche in Leer.

Kontakt: Pastor Jens Blume
 Leerer Landstraße 33
 26629 Großefehn-Timmel
 Tel.: 04945-293
 e-mail: jens.blume@evlka.de

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Redaktion:

Siegwart Kriebel

Bildredaktion, Layout und Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Druckhaus am Treptower Park GmbH

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: 0 30 / 2 43 44 57 50

Fax: 0 30 / 2 43 44 57 52

e-mail: gossner@t-online.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 100 602 37

Konto 139 300

Fotos: Lukas Röhlsberger (1, 32), Henrik Weinhold (7 o., 10), Christian Herzer (7 u.), Britta Niebuhr (8), Steve Dreger (12), Dirk Röhmer (16-17), Fritz Mewes (18), Jochen Günther (22-23), Michael Sturm (24-25), LWF / D. Zimmerman (26-27), Archiv der Gossner Mission

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Projekt

Alphabetisierungsprogramm in Nepal

»Früher hat uns keiner wahrgenommen. Heute gelten wir Frauen etwas in unserem Dorf, selbst der Dorfrat hört auf uns, und meine Familie ist stolz auf mich, weil ich jetzt mit meinem Wissen geachtet werde.« Surijka, eine junge Frau aus Nepals Westen, steht für viele, die durch Abendschulen Lesen und Schreiben gelernt haben. Die verwendeten Schulbücher spiegeln die Lebenswirklichkeit mit ihren Problemen und Konflikten von Armut und Unterdrückung wider und stärken das Bewusstsein und die Solidarität der Gemeinschaft. Die Zahl der Schreibkundigen unter den Frauen steigt so auf 30-40 %. In gemeinsamen Aktionen werden Wege und Brücken gebaut, Toiletten errichtet, Anschlüsse für sauberes Trinkwasser eingerichtet, ertragreichere Küchengärten angelegt und vieles mehr.

Bitte unterstützen Sie die Bildungsarbeit in Nepal.

Spendenkonto:
Gossner Mission
EDG Kiel (Filiale Berlin)
BLZ 100 602 37
Konto 139 300
Kennwort: Bildung Nepal

